

Christian Fleck Transatlantische Bereicherungen

Zur Erfindung der
empirischen Sozialforschung
suhrkamp taschenbuch
wissenschaft

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1823

Der Aufstieg der empirischen Sozialforschung in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts verdankt sich in erheblichem Maße der Rockefeller Foundation, die in den 20er-Jahren ein weltweites System privater Wissenschaftsförderung etablierte. Viele europäische, vor allem deutschsprachige Forscher, deren Arbeit bereits in Europa dadurch beflügelt wurde, wurden jedoch wenig später von den Nazis vertrieben und fanden eine neue Heimat in den Vereinigten Staaten im unmittelbaren Umfeld der Foundation. Anhand von Originalquellen und bisher unbekanntem Dokumenten zeichnet Christian Fleck die transatlantischen Anfänge dieser Wissenskultur und die für die Sozialwissenschaften insgesamt entscheidenden weiteren Entwicklungen nach und präsentiert erstmals eine vergleichende Analyse derjenigen Soziologen deutscher Sprache, die in Europa geblieben sind, und jener, die emigrieren mussten.

Christian Fleck
Transatlantische Bereicherungen

Zur Erfindung der
empirischen Sozialforschung

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

2. Auflage 2018

Erste Auflage 2007

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1823

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: TypoForum GmbH, Seelbach

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-29423-9

Inhalt

Einleitung	9
1 Die Bildung eines amerikanischen Imperiums	22
Die Expansion tertiärer Bildung	23
Steigende Nachfrage nach Universitätslehrern	29
Unterschiedliche Karrierewege des wissenschaftlichen Nachwuchses	33
Institutionelle Neuerungen	37
Das Entstehen neuer wissenschaftlicher Disziplinen	43
Internationale Verteilung der Sozialwissenschaftler	47
Neue Spender und Entscheider	50
2 Stipendien und ihre Folgen	65
Eine neue Form der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses	65
Ein neuer Direktor	66
Neue Betätigungsfelder des Internationalismus	69
Hilfe für Europäer und für die neuen Sozial- wissenschaften	71
Europäische Berater	73
Die ersten europäischen Stipendiaten	80
Die ersten amerikanischen Stipendiaten	86
Europäische Erweiterung	90
Eine Brain Drain Inc.?	92
Deutschsprachige Fellows im Vergleich, I.	93
Das Stipendienprogramm im Schatten des Nazismus	102
Deutschsprachige Fellows im Langzeitvergleich, II.	107
Deutschsprachige Fellows im Langzeitvergleich, III.	116
3 Institutionelle Förderung in Europa	120
Europäische Nutznießer – ein Überblick	124
Der deutsche Fall	130
Das Nazi-Problem	156
Der österreichische Fall	167

4	Zwei Generationseinheiten von Sozialwissenschaftlern im Schatten der Nazi-Herrschaft	181
	Wer ist ein Soziologe?	184
	Elemente des kollektivbiografischen Porträts der deutschsprachigen Soziologen	195
	Deutsche und österreichische Karrierewege	214
	Gelegenheitsstrukturen und individuelle Lebensplanung	229
	Reputationserwerb und Reputationsmessung	237
	Korrespondenzanalyse	255
5	Radio, Adorno und Panel	264
	Forschungsdirektor gesucht!	265
	Ein Neues Testament	274
	Das Engagement eines Musikexperten	281
	Ein Projekt sucht seinen Gegenstand und kämpft mit Widrigkeiten	292
	Evaluation und ihre Folgen	301
	Adornos zeitweilige Konversion zum kritischen Empiriker	308
	Wert, gelesen, aber nicht gefördert zu werden	316
	Die Übersiedlung an die Columbia University	331
	Versuch einer Evaluation	340
6	Die Geschichte einer Aneignung	353
	Eine Ankündigung	356
	Das Antisemitismusprojekt, Teil I	363
	Ein neuer Forschungsdirektor im AJC	378
	Ein Beraterkomitee berät bis zur Resignation	389
	Das Antisemitismusprojekt, Teil II	397
	Weitere Anläufe zu einer Typologie	408
	(K)Ein Streit um »credit«?	417
7	Erkundungsreisen, Aufbauhilfe, aber selten Rückkehr	428
	Die Rockefeller Foundation erkundet Deutschland und Österreich	430
	Everett Hughes' Versuch, die Chicagoer Soziologie nach Deutschland zu exportieren	447
	Wer kehrte zurück?	456

8 Rote Fäden	476
Anhang	507
Einkommensvergleiche	509
Danksagungen	517
Verzeichnis der Abkürzungen	520
Verzeichnis der Tabellen und Grafiken	521
Quellen- und Literaturverzeichnis	523
Unveröffentlichte Quellen	523
Literatur	525
Personenregister	550
Sachregister	562

Einleitung

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts überquerten Linienschiffe regelmäßig den nördlichen Atlantik. Die Überfahrt dauerte anfangs zwei Wochen, um 1900 schafften die schnellsten die Strecke bereits in fünf Tagen, und bis zum endgültigen Niedergang der transatlantischen Linienschiffahrt konnte die Reisedauer auf etwas mehr als drei Tage verkürzt werden. Im Mai 1919 glückte der erste transatlantische Flug; das Wasserflugzeug musste auf der Strecke von New York nach Plymouth allerdings noch drei Zwischenstopps einlegen. Ab 1930 beförderten Luftschiffe vom Typ Zeppelin Passagiere im Liniendienst über den Atlantik. Telegramme konnten erstmals 1858 übermittelt werden; 1919 funktionierten bereits mehr als ein Dutzend am Meeresboden verlegte Kabel. Dank technischer Verbesserungen der Signalübertragung wurden ab 1927 transatlantische Telefongespräche möglich. Im selben Jahr nahm in den Niederlanden das erste Kurzwellenradioprogramm seinen Betrieb auf, das auf seine Weise zum Kulturaustausch beitrug. Ab 1933 weitete Deutschland sein Kurzwellenradioprogramm von bis dahin zwei Stunden am Tag auf einen 24-Stunden-Betrieb in zwölf Sprachen aus. Dabei unternahmen die Nazis besondere Anstrengungen, ihre Rundfunkpropaganda in die USA auszustrahlen (die legendären »Volksempfänger« verfügten hingegen über keinen Kurzwellenempfang, weshalb transatlantisches Radiohören eine einseitige Sache blieb). Nach dem Zweiten Weltkrieg nahm PanAm, die im Mai 1939 ihren ersten kommerziellen Flug mit einem Flugboot in 29 Stunden absolviert hatte, den regelmäßigen Atlantiktransfer mit Turboprop-Maschinen auf. Ende der 1950er-Jahre wurden dann Düsenflugzeuge in Betrieb genommen, womit das Zeitalter des Massen(flug-)tourismus begann, der heute täglich Tausende Personen in beiden Richtungen transportiert.

Eine allfällige Beschleunigung des transatlantischen Gedankenaustausches lässt sich nicht so exakt messen wie die Reisegeschwindigkeit von Auswanderern, Touristen, Briefen, Telegrammen und elektronisch übermittelten Nachrichten oder der Unterhaltung dienenden Produkten. Fest steht allerdings, dass es wechselseitige Beziehungen gab. In diesem Buch geht es um den transatlantischen Transfer von Geld, Personen und Institutionen und deren Bedeu-

tung für die Entwicklung der empirischen Sozialforschung. Wechselseitige Bereicherungen waren dabei oft nur Nebenprodukte anderer Ziele verfolgender Aktivitäten. Die Vergabe von Forschungsmitteln durch amerikanische Stiftungen an europäische Empfänger war beispielsweise von der Übernahme von ForschungsROUTINEN begleitet, die zuerst in den USA entwickelt worden waren. Die europäischen Empfänger akkommodierten sich nicht alle in gleicher Weise und in demselben Tempo. Manche Elemente nationalkulturell definierter Selbstverständlichkeit waren gegen Wandlungen resistenter als andere.

Im 20. Jahrhundert nahm aber auch die regionale Mobilität von Wissenschaftlern stark zu. Anfangs waren das vornehmlich vorübergehende Aufenthalte als Stipendiaten; mit der Vertreibung jüdischer und anderer in den Augen der neuen Machthaber missliebiger Personen stieg die Zahl der unfreiwillig Dislozierten dramatisch an. Die Emigration von Intellektuellen, Wissenschaftlern und solchen, die beides noch nicht waren, es aber nach ihrer Flucht werden sollten, ist jenes Moment, das besonders stark zu den transatlantischen Bereicherungen beitrug. In der einschlägigen Literatur wird die Wechselwirkung allerdings meist einseitig geschildert. Allzu gerne präsentieren Autoren den Lebensweg derer, die sie zu Helden ihrer Darstellung auserkoren haben, in dramatisch zugespitzten Erzählungen. Da kann es schon einmal geschehen, dass ein Einzelner als Missionar einer arkanen Lehre, am Zielort angekommen, eine Gemeinschaft vom Typ New Harmony errichtet zu haben scheint. Genauso häufig findet man Erzählungen darüber, dass jemand in der Neuen Welt daran gehindert wurde, seinen Weg fortzusetzen. Nachgeborene Adoranten beklagen dann die Ungerechtigkeit, die ihrem Helden widerfuhr. Geschichten über Helden und Tragöden helfen jedoch wenig, will man verstehen, wie Institutionen entstehen und sich wandeln. Doch wäre es ebenso verkürzt, würde man von Individuen ganz absehen.

Die Sozialwissenschaften haben im 20. Jahrhundert eine Art Kristallisationsprozess erlebt, in dessen Verlauf sich die uns heute vertrauten Teildisziplinen ausdifferenzierten. Diese Kristallisation fand ihren Ausdruck darin, dass die methodologische Orientierung, die während dieser Jahre in allen sozialwissenschaftlichen Feldern die Oberhand gewann, sich am Vorbild der Physik ausrichtete. Man huldigte der Idee, eine Wissenschaft des Sozialen dereinst erreichen

zu können, die dank der Verwendung exakter Methoden zu nachprüfbareren Ergebnissen führen würde, die aufeinander gehäuft eine Theorie moderner Gesellschaften ergeben könnten. Die an diesem Unternehmen Beteiligten verabschiedeten sich von teleologischen und organisistischen Vorstellungen, und ihre metatheoretischen Auffassungen wurden mit solcher Verve und Überzeugungskraft vorgetragen, dass auch Zweifler mitgerissen wurden. Selbst dezidierte Gegner hatten sich an diesem mächtigen Entwurf abzuarbeiten oder mussten ihm auf dem Wege der Kritik Tribut entrichten. Die Ausrichtung der sozialwissenschaftlichen Forschung am hypostasierten Vorbild der Physik brachte es mit sich, dass eine empiristische Haltung dominierte und alles andere als »Lehnstuhlforschung« verspottet wurde. Gegen Ende der 1950er-Jahre ist der Kanon der sozialwissenschaftlichen Disziplinen fixiert, ihre Methoden und die diese regulierende Methodologie sind programmatisch festgeschrieben und damit normativ verbindlich. Die dritte Kultur (Lepenies 1985) hatte sich ihren Platz erobert. Man muss keineswegs der Meinung sein, dass die szientistische Deutung der Sozialwissenschaften die allein selig machende sei, um anzuerkennen, dass sie in der Mitte des 20. Jahrhunderts als Modell oder, um einen in den 1960er-Jahren modisch werdenden Begriff zu zitieren, als Paradigma funktionierte. Raum griff diese Auffassung der Sozialwissenschaften zuerst in den USA, von wo aus sie in andere Teile der Welt diffundierte und letztlich weltweite Verbreitung fand. Philanthropische Stiftungen, von steinreichen Magnaten, so genannten *robber barons*, gegründet, fungierten als Katalysatoren, die sich nicht darauf beschränkten, im eigenen Land tätig zu werden, sondern auch anderswo, vornehmlich in den bis dahin als führend angesehenen europäischen Wissenschaftsnationen, Forschung förderten und damit zur Vorherrschaft der neuen empirischen Sozialwissenschaften beitrugen.

Diese wissenschaftliche Exportoffensive startete wenige Jahre vor dem Machtantritt der Nazis und wurde bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges fortgesetzt, wobei Deutschland zuletzt nicht mehr zu den Nutznießern zählte. Die Rockefeller Foundation, ihre Vorläufer und Schwesterorganisationen, finanzierten in Europa das, was sie »realistische« Forschung nannten, und luden vielversprechende junge Wissenschaftler in die USA ein, damit sie kennen lernen konnten, was sich dort abspielte. Im Zuge all dieser Aktivitäten kam

es in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg zu transatlantischen Austauschprozessen, die eine *wechselseitige* Befruchtung zur Folge hätten haben können, wären nicht die Nazis dazwischengekommen. Bis zum Beginn der von ihnen betriebenen Politik der Ausgrenzung und Verfolgung rassisch oder politisch Missliebiger, die in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle ihr Heil in der Flucht ins Ausland suchten, wanderten Personen, Gelder und Ideen zwischen Europa und den USA hin und her. Mit der Stabilisierung und Ausweitung des Herrschaftsbereichs der Nazis wurde hieraus immer mehr eine Einbahnstraße, eine Flucht in die USA. Das letzte Kapitel dieser Entwicklung bildete die Evakuierung der in Marseille Gestrandeten. Hier half ein junger Deutscher, *affidavits* an Leidensgenossen zu verteilen. Nachdem er diese Arbeit beendet hatte, flüchtete er selbst nach Norwegen, wo er mit dem letzten Stipendium, das die Rockefeller Foundation vor Beginn des Zweiten Weltkrieges einem Europäer gewährte, ein Schiff in Richtung New York bestieg. In Marseille nannte er sich Beamish, in Oslo bestieg er das Schiff als Albert Otto Hirschmann, und in den USA verkürzte er seinen Nachnamen um den letzten Buchstaben. Er bereicherte in den folgenden Jahrzehnten mehr als ein Teilgebiet der Sozialwissenschaften. Hätten ihn Vichy-Gendarmen verhaftet und seinen Landsleuten ausgeliefert, hätte er sein Ende wohl in Auschwitz gefunden, falls sie ihn nicht schon vorher in einem Gestapo-Keller zu Tode geprügelt hätten.

Als ein in Österreichs Zweiter Republik Sozialisierter habe ich gelernt, gegenüber jeder Form von Vereinnahmung durch die deutschen Nachbarn wachsam zu sein. Der alpenländische Nationalstolz wird provoziert, wenn einer der Unsrigen von den Deutschen reklamiert wird, und da der Nationsbildungsprozess Österreichs ein vergleichsweise junges Pflänzchen ist, widmen sich die Österreicher mit großer Hingabe der Sicherung des nationalen Erbes und hören es ungern, dass sie dabei selbst selektiv vorgehen: »Jaja, Hitler ist ein Deutscher und Beethoven ein Österreicher.« Spöttische Bemerkungen wie diese ändern nichts daran, dass zwischen den beiden deutschsprachigen Ländern, gerade was die Wissenschaftsgeschichte betrifft, deutliche Unterschiede nachweisbar sind. Mein, wie ich meinte, ohnehin nur schwach ausgeprägter Patriotismus wurde auf eine harte Probe gestellt, als ich in Gesprächen mit emigrierten deutschsprachigen Sozialwissenschaftlern und bei der Lektüre ihrer Texte fest-

stellen musste, dass sie ebenfalls von »Germans« sprachen, wenn sie »Austrians« meinten. Es mag einem Restbestand nationaler Seinsverbundenheit geschuldet sein, dass ich daran festhalte, den Unterschied zwischen Deutschen und Österreichern weiter zu verfolgen. Ob das berechtigt ist, müssen die Leser entscheiden. Eine Klarstellung meinerseits ist dennoch angebracht. Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Staaten lassen sich auf der Ebene der Struktur und Organisation der akademischen Welt, derjenigen der Universitäten im Besonderen, unschwer feststellen. Der Aufbau der Universitäten, das akademische Laufbahnmodell und manches am intellektuellen Stil der Debatten ähneln sich in den beiden Ländern so stark, dass es angebracht ist, sie als Einheit zu betrachten. Um diese Gemeinsamkeit nicht immer mit umständlichen Formulierungen benennen zu müssen, wird im Folgenden eine Typologie von Johan Galtung (1981 bzw. 1983) benutzt, der zwischen vier intellektuellen Stilen unterscheidet: »Sachsonisch« nennt er den britisch-amerikanischen Stil, »nipponisch« den Japans, »gallisch« die französischen Umgangsformen, und als »teutonisch« bezeichnet er die akademischen Sitten in den deutschsprachigen Ländern. Wo immer auf letztere Bezug genommen wird, benutze ich den Begriff Galtungs. Wo hingegen Gemeinsamkeiten zur Sprache kommen, die nicht dem akademischen Feld entstammen, aber in der Familienähnlichkeit der nationalen Kulturen wurzeln, benutze ich den Ausdruck »deutschsprachig«. Wo von »Österreich« die Rede ist, könnte an vielen Stellen auch »Wien« stehen, weil die ehemalige Metropole des Habsburgerreiches in den Jahren, über die hier geredet wird, tatsächlich eine derart hegemoniale Position einnahm, dass die »Provinz« daneben völlig verblasste. Doch da das gerade im Vergleich mit den Verhältnissen in Deutschland ein Strukturmerkmal der österreichischen Gesellschaft ist, wird dem Landesnamen der Vorzug gegeben.

Damit ist der Gegenstand der folgenden Untersuchung umrissen. Es geht in diesem Buch um die Entwicklung von vier Phänomenen, wobei den Interdependenzen zwischen ihnen besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden wird: (1) die Entstehung der empirischen Sozialforschung; (2) die Rolle, die die finanzielle Förderung durch amerikanische Stiftungen dabei spielte; (3) eine Kollektivbiografie deutschsprachiger Sozialwissenschaftler, die in den 1920er- bis 1950er-Jahren aktiv waren, wobei (4) die Unterschie-

de zwischen Emigranten und Daheimgebliebenen, Deutschen und Österreichern besondere Beachtung finden.¹

Die *Kollektivbiografie* ist in den Sozial- und Geisteswissenschaften ein zwar hoch angesehenes, aber selten benutztes Verfahren. Als Prosopografie wird erstmals im späten 16. Jahrhundert die umfassende Beschreibung der Gesichtszüge einer Person bezeichnet, die dazu dienen soll, den Charakter der Person zu verdeutlichen. Später wurden unter diesem Titel vor allem Darstellungen von Gruppen von Personen verstanden, und seit Theodor Mommsen ist die Prosopografie ein fester Bestandteil der Forschungstechniken der Alten Geschichte, wo sie dazu dient, die Gesamtheit der Personen zu erfassen, die in dem Korpus antiker Inschriften genannt sind. Wegen des Bezugs auf Gruppen findet die Bezeichnung »Prosopografie« auch dort Verwendung, wo es generell um die Hervorhebung gemeinsamer Merkmale von Personen geht. Frühe Beispiele eines Gruppenbildes von Berufsgenossen dürften zwei Gemälde des flämischen Malers Dirck Jacobsz sein, der im Abstand von drei Jahrzehnten Mitglieder der Amsterdamer Garde malte (»Group Portrait of the Amsterdam Shooting Corporation«, 1532 bzw. 1561, beide heute in der Eremitage in St. Petersburg). Das historisch nahe beieinanderliegende Auftreten des Begriffs Prosopografie und dieser (Berufs-) Gruppenbilder deuten auf ein sich damals herausbildendes Interesse an der Darstellung von Berufen hin, das sich (noch) nicht damit begnügt, Einzelne stellvertretend für alle Mitglieder eines Berufs zu porträtieren. Die 17 bzw. sieben Männer, die Jacobsz malte, zeigen wenig Individualität. In Bekleidung, Körperhaltung und Gesichtszügen ähneln sie einander sehr stark, doch als Gruppe vermitteln die Männer jenen Eindruck berufsbedingter Gleichartigkeit, der den beiden Bildern ihre Eigentümlichkeit verleiht. In der Malerei verschwanden die Porträts gleichartiger Mitglieder einer Berufsgruppe bald zugunsten stärker individualisierter Darstellungen singulärer Repräsentanten. Rembrandts Nachtwache, fast ein Jahrhundert nach Jacobsz entstanden, hebt den im Vordergrund stehenden Offizier deutlich von den anderen Mitgliedern der Wache ab.

Das seltene Auftreten von Kollektivbiografien, wie man Prosopografien – um Verwechslungen mit dem Tun der Althistoriker zu vermeiden – auch nennen kann, hängt damit zusammen, dass zahlrei-

¹ Die Analyse der Hilfskomitees für emigrierte Wissenschaftler muss wegen ihres Umfangs einer eigenen Publikation vorbehalten bleiben.

che Schwierigkeiten zu meistern sind. Da die Daten, die man für ein solches Porträt gerne heranziehen würde, sehr oft fehlen, konzentrierten sich Kollektivbiografen bisher auf Konstellationen, die gut dokumentiert sind. Das wiederum ist vornehmlich dort der Fall, wo die behandelten Fälle Personen sind, die wenigstens zu einem Zeitpunkt ihres Lebens prominent waren. Robert K. Merton, der in seiner Dissertation eine der ersten soziologischen Prosopografien vorlegte, analysierte die Mitglieder der frühen Royal Society (Merton 1938). Noch ein wenig früher unternahm Edgar Zilsel einen vergleichbaren Versuch, um die Amalgamierung der Handwerker und Künstler zum neuen Typus des Wissenschaftlers zu demonstrieren, die seiner Auffassung nach in der italienischen Renaissance stattgefunden hatte, indem er Giorgio Vasaris Lebensbeschreibungen auswertete (Zilsel 1926). Später wurden Kollektivbiografien über Parlamentsabgeordnete, hohe Beamte und andere Mitglieder klar definierter Gruppen veröffentlicht. Die Mitglieder der dort behandelten Berufsgruppen zeichnet aus, dass ihre Karrieren einen gemeinsamen Höhepunkt aufweisen, und diese werden gleichsam zu ihren Wurzeln hin zurückverfolgt. Damit nimmt man aber in Kauf, all jene ignorieren zu müssen, die diese Karrierhöhen nicht erreichten. Zu den rund 800 »Soziologen«, die von mir untersucht wurden, gehören auch viele, die nicht bis in höhere akademische Ränge emporzusteigen vermochten. Viele von ihnen hinterließen kein Œuvre, manche verschwanden nach wenigen Jahren von der Bildfläche, schlugen andere Berufswege ein oder wurden daran gehindert, geplante und erhoffte Karrieren fortzusetzen. Der Vorzug eines derartigen Vorgehens ist unmittelbar einsichtig, doch die zu bewältigenden Probleme liegen auf der Hand: Die Zurückgelassenen, Enttäuschten und Übergangenen hinterlassen wenig Spuren.

Die Einbeziehung jener, die Everett Hughes mit einer treffenden Wortprägung »homeguards« genannt hat (Hughes 1959, 572), drängt sich allein schon deswegen auf, weil in der bisherigen Literatur die beiden Gruppen fein säuberlich getrennt behandelt wurden. Die daheimgebliebenen *homeguards* und die Flüchtlinge bilden zwei Einheiten derselben Generation, die dasselbe historische Großereignis erlebten, dieses aber konträr verarbeitet haben. Diese auf Karl Mannheim zurückgehende Wortwahl löst ein Problem, dessen sich Studien, die sich nur auf eine der beiden Einheiten beschränken, durch definitorische Grenzziehung entledigen. Wer qua definitio-

nem nicht zum Untersuchungsgegenstand gehört, von dem ist in der Studie auch nicht die Rede.

Meine Darstellung beruht vorrangig auf *Daten*, die in Archiven gefunden wurden. Archivmaterial besitzt gegenüber den Quellen, aus denen Soziologen üblicherweise ihre Schlüsse ziehen, einige Vorzüge; das in Archiven Auffindbare wurde in seiner Zeit und für diese geschrieben, und die Verfasser wurden nicht von den Fragestellungen des heutigen Soziologen beeinflusst. Von dem in der Soziologie am häufigsten verwendeten Datenmaterial (maschinell aufbereitete Datensätze und verschriftlichte Beobachtungs- oder Gesprächsaufzeichnungen) unterscheidet sich das Archivmaterial dadurch, dass es weniger »sauber« ist. Das gilt im wörtlichen Sinn, aber vor allem im übertragenen. Die Daten, die man sucht und brauchen würde, sind in einem Berg von Überbleibseln versteckt. Die Distanz gegenüber Archiven und Archivmaterialien auf Seiten der Soziologen hat ihren Grund aber wohl eher darin, dass sie in einer bei ihnen sonst selten anzutreffenden Scheu vor disziplinärem Expansionismus dieses Feld als die Domäne der Historiker ansehen. Die Angst der Soziologen vor den Archiven hat den unliebsamen Nebeneffekt, dass soziologische Studien bezeichnend kurzatmig sind, langfristige Trends also entweder nur auf der Basis amtlicher Statistiken untersucht werden oder man sich mit Deutungen begnügt, die aus historischen Werken gewonnen werden. Solcherart teilt sich die Zunft der Soziologen in die überwiegende Mehrheit, die sich strikt auf die durch Primärerhebungen erschließbare Gegenwart oder jene Periode beziehen, über die amtlicherseits Auskünfte massenstatistischer Natur vorliegen, und jene kleine Minderheit historischer Soziologen, die sich in Bibliotheken vergraben und das, was sie dort gelesen haben, in ihre eigene soziologische Begriffswelt transponieren. Entwicklungsprozesse mittlerer Reichweite, vor allem solche von Institutionen auf der einen und von Generationen auf der anderen Seite, liegen genau zwischen diesen beiden Polen soziologischen Arbeitens. Die Übertragung des Konzepts der Theorien mittlerer Reichweite, deren begriffliche Metaphorik – im Deutschen noch viel stärker als im Original, wo bekanntlich von *middle range theories* die Rede ist (Merton 1949, 1957, 1968) – eine räumliche Deutung nahelegt, in den historischen Raum, erfolgt durchaus mit Absicht.

Die Akteure, über die in diesem Buch berichtet wird, zählen nicht zur großen Mehrheit der Bevölkerung, die bekanntlich wenig hin-

terlässt. Wissenschaftler beschreiben während ihrer Karriere viel Papier, manches davon liegt gedruckt vor, aber der Großteil bleibt unveröffentlicht, weil es Vorarbeiten oder Beiwerk war oder die *gate keepers* des akademischen Publikationsmarktes nicht zu überzeugen vermochte. Nachlässe von Wissenschaftlern sind für die Geschichtsschreibung der wissenschaftlichen Disziplinen von erstrangiger Bedeutung und werden deswegen auch einigermaßen sorgsam behandelt, wenn sie von sehr Prominenten stammen. All jenen, die nur hoffen durften, berühmt zu werden, bleibt glücklicherweise meist erspart, mit ansehen zu müssen, wie schnell ihr Ruhm verblasst. Der Aufbewahrungsort der Hinterlassenschaften von Dritt- bis Letztklassigen ist üblicherweise der Container eines mit der Sammlung von Altpapier beauftragten Entsorgungsdienstes. So unerbittlich sich die Welt der Wissenschaft aktuell gegenüber jenen verhält, deren Beiträge nicht rezipiert werden, so wenig nobel gehen Universitäten und andere Institutionen mit der Pflege der Erinnerung an ihre früheren Mitarbeiter um. Über viele der Soziologinnen und Soziologen, die auf den folgenden Seiten Erwähnung finden, ist eine Generation nach ihrem Ableben nicht mehr vorhanden als das, was sie irgendwann publiziert haben. Von vielen gibt es weder ein Foto noch einen Brief, oder, um genauer zu sein, es mag das alles irgendwo geben, aber an den Stellen, an denen man danach sinnvollerweise sucht, findet man es nicht.

Bei der Suche nach verschollenen Nachlässen oder anderen Dokumenten von Soziologen gewann ich den Eindruck, dass die Sozialwissenschaften um einiges gefühlloser mit ihren historischen Materialien umgehen als benachbarte Wissenschaften oder andere Sparten des intellektuellen Lebens, in denen Schriftlichkeit einen hohen Wert besitzt. Das von Soziologen kollektiv geteilte Desinteresse an der Bewahrung der Daten der eigenen Arbeit und der Papiere der Kollegen resultiert vermutlich aus ihrer Gegenwartsfixiertheit.

Nach dem Tod Paul F. Lazarsfelds musste dessen Arbeitszimmer geräumt werden. Ein Teil seiner Papiere wurde der Rare Book and Manuscript Division der Butler Library der Columbia University übergeben und liegt heute noch dort. Das restliche Material, über das irgendjemand befand, es sei nicht wert, aufgehoben zu werden, wurde in die Mitte des Arbeitszimmers von Lazarsfeld geschüttet, wo sich, wer wollte, bedienen durfte. Seine umfangreiche Separata-

Sammlung ging auf diesem Weg ebenso verloren wie die von ihm sorgfältig zu Jahrgängen gebundenen Zeitschriften seiner Bibliothek.

1945 führte die Forschungsgruppe »Committee for the Study of Recent Immigration from Europe« eine Fragebogenerhebung durch, die aufgrund der technischen Möglichkeiten des Vor-Computer-Zeitalters nur zweidimensionale Kreuztabellen veröffentlichte (Davie 1947). Damals standen den Sozialwissenschaftlern im günstigsten Fall Hollerith-Maschinen zur Verfügung, zumeist mussten sie die Berechnungen mit der Hand oder mit Hilfe des Rechenschiebers erledigen. Reanalysen von Studien wie dieser wären für meine Arbeit natürlich hilfreich gewesen, aber Davies Originaldaten gingen verloren.

Entgegen einer unter Soziologen weit verbreiteten Vorstellung, die auf Max Webers Definition der Bürokratie zurückgeht, sind staatliche Archive trotz der Norm der Schriftlichkeit zumindest für die hier interessierende Zeit von sehr beschränktem Wert. Kommt man mit der Welt der österreichischen Archivare in Kontakt, lernt man dafür eine neue Vokabel kennen: »Skartiert« nennen sie jene Akten, die schlicht nicht mehr da sind; dazu zählen beispielsweise die Akten der Ministerbüros der ersten drei Unterrichtsminister der Nachkriegszeit. Jeder mag sich seinen Reim darauf machen, warum das so ist.

Universitätsarchive bieten da schon etwas mehr, in der teutonischen Welt insbesondere einiges über die Studierenden, darüber, welche Lehrveranstaltungen sie wann belegt haben, bei wem sie zu welchen Prüfungen angetreten sind und welche Noten sie erhielten – die Welt des Universitätspersonals, der Assistenten und Professoren, ist dagegen weniger gut dokumentiert. Personalakten enthalten vor allem den offiziellen Schriftwechsel zwischen dem Beschäftigten und den ihm übergeordneten Instanzen. Anders die amerikanischen Universitätsarchive: In ihnen findet man selten etwas über Studenten, aber sehr viel öfter Nachlässe ehemaliger Professoren.

Das seit 1974 geöffnete Rockefeller Archive Center ist, verglichen mit der Welt der teutonischen Wissenschaftsverwaltung, ein wahres Paradies. Die verschiedenen Stiftungen der Rockefellers begannen sehr früh, intern schriftlich zu kommunizieren, und sie hielten ihre Mitarbeiter an, über Kontakte mit Dritten Tagebuchaufzeichnungen zu führen. Die Akten, von denen kaum einmal ein Stück nicht

auffindbar ist, ermöglichen es, sich nicht nur rasch einen Überblick zu verschaffen, sondern auch, detailliert zu rekonstruieren, wie sich Ansichten wandelten und warum welche Entscheidung getroffen wurde. So wie die Rockefeller Foundation die Gestaltung der empirischen Sozialwissenschaften durch finanzielle Förderung beeinflusste, formt das Rockefeller Archive Center seit Jahren die Geschichtsschreibung der Wissenschaften. Die teutonische Missachtung dessen, was in amerikanischen Archiven an Informationen über die Entwicklung der Sozialwissenschaften in Europa schlummert, treibt manche seltsame Blüte. Am Beispiel der amerikanischen Seite der legendären *Studies in Prejudice*, deren Geschichte bislang ausschließlich auf der Basis der Materialien geschrieben wurde, die im Frankfurter Horkheimer-Archiv liegen, wird dies in einem eigenen Kapitel demonstriert.

Dort, wie auch anderswo in diesem Buch, erfolgt die *Darstellung* gleichsam aus amerikanischer Perspektive. Diese Haltung wurde mit Absicht eingenommen, um der in der deutschsprachigen Geschichtsschreibung vorherrschenden ethnozentrischen Sichtweise auf die vermeintlichen Vorzüge teutonischer Wissenschaft entgegenzutreten. Es hätte den Umfang des vorliegenden Buches noch weiter vergrößert, wenn in jedem Einzelfall die Abweichungen von bisherigen Darstellungen im Detail ausgewiesen worden wären. Dem mit der einschlägigen Literatur Vertrauten wird es leichtfallen, die Differenzen zu erkennen. Die anderen müssen meiner Darstellung glauben oder die Vergleiche selbst vornehmen.

Die *Darstellung* ist historisch, versucht aber, sich so weit wie möglich systematische Erkenntnisse der Soziologie nutzbar zu machen. Andrew Abbott hat dafür das Etikett »narrativer Positivismus« (Abbott 2001a, 2001b) geprägt, das ich mir wegen der provokanten Zuspitzung gerne zu eigen mache, was mir umso leichter fällt, als damit keine Verpflichtungserklärung zum Eintritt in irgendeine Schulen-Sekte verknüpft ist. Wo immer es mir möglich war, habe ich versucht, Erkenntnisse aus soziologischen Spezialgebieten, von der Migrationsforschung über die Organisationssoziologie bis hin zur Wissenschaftssoziologie, für die Deutung der historischen Vorgänge fruchtbar zu machen. Dabei war mancher Eklektizismus nicht zu vermeiden. Die generelle Perspektive, die eingenommen wird, ist jene, die einer der Ahnherrn der Soziologie in folgende Worte fasste: »Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie